

In: Die Welt, 22. Februar 2001

Eine Diva, eine richtige Diva!

Warum Edita Gruberova gern hoch singt und wieso sie moderne Operninszenierungen nicht leiden kann. Von Frank Schlatermund

Es ist, als habe der liebe Gott ihr eine goldene Kehle geschenkt. Ihre Stimme ist glockenrein, ihre Technik perfekt, und ihr Piano klingt so wunderbar, als sei es nicht von dieser Welt. Sie gilt als „Größte ihres Faches“, als „Königin des Belcanto“ und als „singendes Weltwunder“. Niemand singt wie sie. Viele Fans folgen ihr rund um den Globus, die berühmtesten Opernhäuser und Konzertsäle der Welt buhlen um sie, und wenn sie auf der Bühne steht und ihren atemberaubenden Koloraturen freien Lauf lässt, tobt das Publikum: Edita Gruberova.

Früh hat die im slowakischen Rača geborene und heute in der Schweiz lebende Künstlerin erkannt, wie sehr sich ihre brillante Stimme für Koloraturen und Spitzentöne eignet. Ihre Stimme, sagt sie, brauche die Höhe regelrecht, da es ihr ansonsten an der nötigen Durchschlagskraft fehle. Was liegt da näher, als sich dem italienischen Belcanto und Komponisten wie Rossini, Donizetti und Bellini zu verschreiben? „Ich bin so dankbar, dass es einen Donizetti und einen Bellini gegeben hat“, bekennt sie, „das ist meine Musik, das ist mein Fach.“ Doch Bellinis Norma, eine Bravourpartie par excellence, lehnt sie ab: „Norma ist nicht meine Stimme, allein vom Timbre her. Aber ich habe auch zu viel Ehrfurcht vor dieser Oper, mit der die Callas so berühmt geworden ist. Norma ist ihre Partie gewesen. Sie ist für mich ein Heiligenbild, das rühr ich nicht an.“

Ihre außergewöhnliche Technik empfindet die Sopranistin nicht als Tugend, sondern als Selbstverständlichkeit. Und beim Singen ist es ihr Ziel, niemanden etwas davon spüren zu lassen. „Mich interessiert das Psychologische an einem Drama, die Emotionen, die seelischen Konflikte einer Figur“, erklärt sie. „Die kann ich nur darstellen, wenn ich mich vollkommen von der Technik löse, wenn ich nicht darüber nachdenke: Wie singe ich was, wann atme ich wo, ob ich wohl diesen Ton erwische? Wenn das alles verschwindet, sage ich: Es singt. Ich nenne das einen begnadeten Zustand.“

Gut erinnert sich Edita Gruberova an ihre Kindheit. Sie stammt aus einfachen Verhältnissen, ihre Eltern waren Weinbauern. Die Oper kannte sie nur aus dem Radio. Ein Gesangsstudium? Nie wäre es ihr in den Sinn gekommen. Aber der Pfarrer ihres Heimatortes bestand darauf, dass sie etwas aus ihrer schönen Stimme macht, und er schickte sie ans Konservatorium in

Bratislava. Weil sie am dortigen Theater nach dem Studium kein Engagement bekam, ging sie zunächst in die slowakische Provinz, avancierte in Banská Bystrica zum Lokalstar und sang alles, von „La Traviata“ bis „My Fair Lady“.

1970 kam sie an die Wiener Staatsoper. Ein Lichtblick für die damals 24-Jährige. Doch abgesehen von der Königin der Nacht in Mozarts „Zauberflöte“ musste sie sich die ersten Jahre mit kleineren Rollen begnügen, vornehmlich Pagen und Dienerinnen. Ihren internationalen Durchbruch hatte sie erst 1976 als Zerbinetta in „Ariadne auf Naxos“ unter Karl Böhm. „Mein Kind“, hat der 82-jährige Maestro damals nach einer Aufführung geschwärmt, „wenn Richard Strauss dich hören könnte, würde er sagen: ‚Diese Partie habe ich für dich geschrieben.‘“

Tatsächlich gilt die Gruberova in dieser Rolle bis heute als unerreicht. Dass ihre Stimme nach über 30 Bühnenjahren noch immer so unverbraucht, so kraftvoll und so farbenreich klingt wie zu Beginn ihrer Karriere, verdankt die Sängerin nicht zuletzt ihrer eisernen und beispiellosen Disziplin: höchstens 50 Auftritte pro Jahr, weder Zigaretten noch Alkohol, viel Schlaf und absolutes Schweigen vor Aufführungen oder nach schweren Proben. Außerdem, erklärt sie, habe sie stets ihre Grenzen gekannt. Sie habe sich niemals in Rollen hineinmanövrieren lassen, die ihrer Stimme hätten schaden können. „Ich singe grundsätzlich nur Partien, die ich absolut beherrsche. Wenn einmal etwas passiert, weiß ich: Ich war für den Bruchteil einer Sekunde unkonzentriert. Konzentration muss sein, Kontrolle vom Anfang bis zum Ende.“

Mit modernen Inszenierungen hat es die Diva nicht so sehr. Es gebe Regisseure, bedauert sie, die nicht einmal Noten lesen könnten und nur etwas auf die Bühne stellten, weil es aus ihrer Sicht dramatisch sei. „Die sollen doch ein modernes Schauspiel machen. In der Oper haben wir es mit Partituren zu tun, ihnen hat sich die Regie unterzuordnen.“ Ein „Don Giovanni“, der in den Slums spielt, oder ein „Rigoletto“, bei dem Figuren von Stalin, Chaplin und Hitler auf der Bühne herumstehen, stößt bei ihr auf Unverständnis: „Was hat das mit der Oper zu tun?“

Da lobt sie sich konzertante Aufführungen wie zum Beispiel in Hamburg, wo sie im Februar und im März an der Staatsoper die Elisabetta in Donizettis Tudor-Drama „Roberto Devereux“ singen wird, eine ihrer Lieblingspartien. „Wenn ich konzertant auftrete“, sagt sie, „zwingt mich das Publikum, wirklich zuzuhören. Und auch ich selbst bin gezwungen, nur noch mit der Stimme zu agieren. Keine Kostüme, kein Bühnenbild, kein Partner, der einem hilft. Da muss ein Sänger Farbe bekennen. Und packen – mit Musik.“